



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Schumacher, Dorothea G.: Ein Berliner Haushalt im 15. Jahrhundert

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

instinkte ungeschwächt wirksam bleiben. Nur ein dem französischen Könige zu Füßen liegendes Europa wird aus seiner milden Hand den ewigen Frieden erhalten.

Erst ein Jahrhundert später, nach dem Spanischen Erbfolgekriege, ist dann der Große Plan in neuer Aufmachung durch das Werk des jesuitisch erzogenen Abbé Charles Fénelon de St-Pierre auch weiteren Kreisen bekannt geworden. Er hat durch die Bearbeitung des eifigen Literaten nicht gewonnen, ist praktisch vielmehr nur noch unausführbarer geworden. Aber auch in dieser bekanntesten Fassung verleugnet er nicht die französische Umwelt, in der er entstanden ist, und dient im letzten Grunde wieder nur dem höheren Ruhme Frankreichs; denn die internationale Welt soll nach der Meinung dieses unruhig-laienhaften Projektmachers, dessen literarisches Gebaren von Bruß als Satire gegen die Friedensidee bezeichnet wird, von Frankreich beherrscht werden. Wenn auch dieser Charlatan später an Ludwig XIV. irre wird, so hat sein Friedensplan doch eben den imperialistischen Machtstaat des großen Königs zur Voraussetzung, und somit schwimmt auch hier die feine Grenzlinie zwischen Pazifismus und Imperialismus. Eine lediglich völkerrechtliche Betrachtung würde dem nicht gerecht werden.

Befolgt man die Anfänge und erste Entwicklung der Friedensidee im alten Frankreich, so gewinnt man Beiträge zur Geschichte des Pazifismus als Maske und zugleich einen Einblick in den politischen und völkerrechtlichen Dilettantismus, der auch später noch der Friedensbewegung so oft geschadet hat. Die altfranzösische Periode der Geschichte des Pazifismus enthüllt insbesondere den einen Beweggrund aller Friedensbegeisterung in voller Klarheit: das Bewußtsein der Stärke und der Überlegenheit gegenüber dem Nachbarn, das Bedürfnis des Herrschens, den Drang nach Befriedigung von Machtinstinkten. Frankreich als Weltherrscher will der Welt den Frieden geben und wahren; es will eine Pax Gallica aufrichten, vergleichbar der späteren Pax Britannica, die dann nicht nur die gewissenlosen Lakaien, sondern auch die gewissenhaften pazifistischen Idealisten unter ihre Fittiche sammelt und die Familienähnlichkeit zwischen Völkerbund und Vielverbund ableugnet. Aus ganz anderen Beweggründen ist der gegenwärtige deutsche Pazifismus hervorgegangen.

Aber gerade solche Ideen wie die Friedensidee wird man nicht nur nach ihrer mehr oder minder zeitgeschichtlich gebundenen gegenwärtigen Fassung beurteilen dürfen. Wem es um ihr Wesen zu tun ist, wer einen allseitigen Überblick erstrebt, kann bei ihrer Würdigung eines Einblicks in ihre Vorgeschichte nicht entraten. Bei ihrem Studium wird man immer wieder zur Friedensidee im alten Frankreich zurückgeführt.

Ein Berliner Haushalt im 15. Jahrhundert

Von Dorothea G. Schumacher



n jenen Tagen war der Grunewald ein fast unbekannter, seiner wilden Tiere wegen von Bauern und Bürgern gefürchteter Forst, und auch der „Tiergarten“ entsprach noch ganz seinem Namen und war ein ergiebiges Jagdgebiet für die Hofleute. Der Berliner von 1400 bis 1500 war also immer noch ein rechter Hinterwälder; die Stadt war eng und klein, von Mauern eingezwängt, jenseits welcher sich die Felder und Wiesen der Berliner Ackerbürger dehnten. Da floß die Spree noch breit und verlor

sich in zahlreiche Wasserarme und Sumpfsgräben. Die Häuser von Berlin hatten noch den Charakter bäuerlicher Siedlungen, die mehr und mehr ineinander geschachtelt wurden, da die Stadtmauern keine beliebige Ausdehnung der Gehöfte mehr erlaubten. Die Berliner waren noch bäuerliche Selbsterzeuger, die Haustiere aller Art hielten und ihre Acker vor den Toren hatten. Doch schon im 15. Jahrhundert machte sich die *So d e r u n g* des stärkenden Zusammenhangs mit dem Lande bemerkbar, die Gehöfte wurden immer mehr an- und ineinandergedrängt, die Giebel rückten zusammen und wuchsen dafür schmal in die Höhe. Das ursprünglich weitläufige Gehöft war durch immer weitere Einbauten eng und winkelig geworden. Das große Einfahrtor nach der Straße öffnete sich mehrmals im Jahre dem einfahrenden Heu- oder Getreidewagen. Die Lebensweise des Berliners stand aber schon auf der Grenzscheide des bäuerlichen und bürgerlichen Zustandes. Das bäuerliche Leben paßte sich städtischer Beengung an, bis es dieser u n t e r lag. Der Wiesenstreifen des Spreeanwohners wurde schmaler und es blieb schließlich nur ein schmaler Graszug hinter dem Gehöft ans Wasser hinab. Über den Fluß führten einfache hölzerne Brücken, breite Frachtzillen und schmale Fischerkähne belebten ihn. Am Abend kamen die Fischer mit reichem Fang heim, denn noch war das Spreewasser nicht von allzu vielem städtischen Schmutz vergiftet, noch gediehen im wiesengesäumten Fluß zahllose Fische mancherlei Art. Die Ufer zeigten noch weithin durch die ganze Stadt hindurch ländliches Gepräge. Am engsten zusammengedrängt standen im 15. Jahrhundert schon die spitzen Giebelhäuschen (aus Holz) rings um die St. Marienkirche zu Berlin und um die Petrikirche zu Kölln. Die Leute von Kölln betrachteten die von Berlin nur als Bewohner des Nachbarortes. Dieser hielt sich aber dafür noch nicht so abhängig von der Astanierburg da drüben.

Miethäuser kannte das Mittelalter noch nicht; ein jedes Gehöft wurde von einer Familie, deren Verwandten und Nachkommen, gegebenenfalls noch von den Lehrlingen und Gehilfen des Familienoberhauptes bewohnt, sofern dieser ein Handwerk betrieb. Mit hohem spitzen Giebel stand das Gehöft an der Stralauer Straße, an der seit alters schon viele alte Anwesen erbaut waren. Scheunen und Ställe schlossen einen Hof ein, aus welchem nach hinten zur Spree ein Weg führte. Im unteren Stockwerk des Hauses lag die Werkstätte des Meisters, daneben, als größter Raum im ganzen Häuschen, als sein Herz gewissermaßen, die Küche mit dem mächtigen Herd, unter dessen Rauchfang der Kessel hing, in dem oft genug Fische gar gekocht wurden. Die Mahlzeiten vereinten alle Hausgenossen in der Küche an einem großen derben Tisch mit gotischer Verzierung, den nur an Feiertagen ein Tischtuch bedeckte, das aus zwei aneinandergestetzten Streifen selbstgewebten Leinens bestand. Über das Mahl spreche ich weiter unten. Alle weiteren Gemächer waren undenkbar klein; der noch allgemein herrschende Holzbau kannte noch nicht die Größenverhältnisse des späteren Steinbaues. Eine steile Holzstiege führte in das obere Geschöß, wo unter spitzem Dach das Schlafgemach des Ehepaars, daneben das der Kinder, und an den Dachseiten die schrägen Kammern der Mägde und Lehrlinge (hier diese, drüben jene) lagen. Einer der Lehrlinge hatte im Erdgeschöß die Nacht in einem Verschlag als Wächter zuzubringen, während der Pferde knecht im Stall schlief. Das vorgenannte Schlafstübchen des Hofbesizers enthielt eine breite Bettstatt in schweren, rohen, gotischen Formen, mit vier Pfosten, über welche am Tage die Vorhänge fielen. Zur Nachtzeit waren diese in einen Ballen

zusammengekrast am Kopfsende der Bettstatt aufgehängt. Ein zweistufiger Tritterlaubte das leichte Besteigen des hohen Bettes, dessen Ausstattung schmale Kissen auf Kopfstollen und leinene und wollene Lächer bildeten. Am Fußende des Bettes stand eine schwere Truhe von primitivster Form, die der Ahne der Familie bereits bei feinerer Einwanderung aus dem südlichen Deutschland mitgebracht hatte. Sie enthielt die Kleidungsstücke des Mannes und der Frau. Einige weitere Kästen an den Wänden enthielten die Bett-, Tisch- und Leibwäsche, alles in wenigen, gediegenen, greben, handgearbeiteten Stücken. Zwei dreibeinige Sessel und eine mit Polstern belegte Bank vervollständigte die Einrichtung der Schlafstube, die für damalige Berliner Verhältnisse schon prachtvoll erscheinen mußte, da den derben mittelalterlichen Berlinern der neue süddeutsche Luxus noch fremd war. Auf einem schmalen Regal lagen die wenigen Habseligkeiten der Frau, ein kleiner venezianischer Spiegel, einige Döschen mit Salben, ein geschnitzter beinerner Kamm und einige Haarpfeile in hübscher Arbeit. Man muß sich vergegenwärtigen, daß die Leute in Einrichtungen lebten, die weit älter waren als sie. Ebenso wie heute noch der Landmann unter 200- bis 300jährigem Hausrat wohnt, war dies damals in weit höherem Maße der Fall. Unsere idealisierenden Bilder und Bühneneinrichtungen geben ein ganz falsches Bild der damals überaus engen und einfachen Verhältnisse. Der Städter des 15. Jahrhunderts wohnte nicht in reichen gotischen Zimmern, sondern im schlichten Holzkammerlein, die beim Bauern des offenen Landes nur geräumiger und roher waren als in der Stadt.

Auf einer Bank am offenen Kamin des Schlafstübchens stand ein zinnener Krug in einer eben solchen kleinen Schüssel, darüber an der Wand ein grobes, aber fein ausgestrichenes Handtuch. Dieser Waschtisch wurde nicht einmal häufig benutzt; die Frau benutzte ab und zu, vielleicht in Gesellschaft anderer Frauen, das Frauenbad, welches am „Krögel“ lag, der damals noch ein kleiner Wasserarm der Spree war. Diese Bäder am Krögel gerieten später so sehr in Verfall, daß keine anständige Frau sie aufsuchen durfte. Auch die Männer hatten ihr Bad in einem anderen Haus am Krögel. Es „schickte sich“ schon um 1400 für die Männer und Frauen der Stände längst nicht mehr, weiter draußen im Freien zu baden, wie es indessen noch die ärmeren Leute und Kinder taten — längst waren die Zeiten fröhlichen wendischen Wasserlebens dahin!! —, ja man hatte längst begonnen, alles „heidnisch“ und unanständig zu finden, wie alles andere, was an die wendische heidnische Zeit erinnerte! Dagegen lebte man noch immer nach alter Bauernsitte eng mit allen Haustieren zusammen, die in alle Räume Zutritt genossen, wenn es ihnen behagte. Die Schweine bewohnten ihre Koben, die sich nach der Gasse hin öffneten, aber sie win-melten tagsüber mit den nachbarlichen Gefährten in der engen Gasse umher, wühlten in den Abfallhaufen, die überall lagen und schlürften Trank aus der übelriechenden Gasse. Mancher Passant glitt hier aus und fiel in tiefen Schmutz. Das war in allen Gassen der gleiche Zustand; überall Schweinegegrunz und Entengeschnatter, Halbdunkel und Schmutz! Die Gassen waren völlig ungepflastert und sammelten in der Mitte einen Streifen Morast, der nie trocknete, da aus den Fensterlein immer neue Flüssigkeit herabgeschüttet wurde. . . . Die zunehmende Verengung der Gehöfte und das Halbdunkel schädeten der ursprünglich robusten Gesundheit der Anwohner, die längst nicht mehr wie kraftvolle Landleute dreinschauten. Die Reinlichkeit war sehr erschwert und unterblieb schließlich ganz. Ländliche Ge-

bräuche lebten fort, wurden aber hier zu leeren, zwecklos gewordenen Formen. Auf dem Uferasen lagen hier und da die Reste von vielen Fischen, die faulten und von niemand fortgeräumt wurden, bis der gelegentlich einmal übertretende Fluß dies besorgte. Niemals betrat ein Arzt diese Gehöfte. Nur „der Hof“ kannte Doktores, die sich ihr geringes ärztliches Wissen im Orient oder in Italien erworben hatten. Der Stadtbewohner ließ sich von alten Frauen besprechen, bestenfalls von den Quacksalbern kurrieren — oder er ließ sich vom Geistlichen sein Leiden fortbeten! Hygiene und Vorbeugung der Schädlichkeit waren auch in bescheidensten Formen unbekannt. Das, was hiervon im Landvolk vor Zeiten bekannt und ausgeübt worden, das war (gleich dem freien Baden) seit Jahrhunderten verpönt und vergessen.

Die Zahl der Kinder in der Familie war eine sehr große, d. h. sie wäre es gewesen, sofern alle am Leben blieben. Die Frau gebar ihrem Eheherrn wohl häufig 10 bis 15 Kinder, von denen durchschnittlich nur zwei oder drei aufwuchsen und den zahllosen Schädigungen, Mißhandlungen und Torheiten der Eltern und den unsauberen Zuständen entrannten! Das Hinsterben so vieler Kinder brachte kein tiefes Leid über die Familie — es waren ja noch genug da —! Das Leben ging dahin in tiefer geistiger Nacht, in welcher die (selbst irrefeleitete) Geistlichkeit sie zu erhalten trachtete. Gebräuche und barbarische Modeauswüchse zogen einen immer festeren Ring um die mittelalterliche Menschheit, die sich von dem Freiluftleben der Vorzeit schon weit entfernt hatte und nun im halbdunklen, übelriechenden Gefängnis der Stadt saß. Das ganze Leben begann zu Formen und Gebräuchen zu verknöchern. Die neue Mode der Überladung mit engen, unbeholfenen, lächerlichen Kleidungsstücken versteifte sich immer mehr, so daß, zumal die Frauen und die armen Kinder bald nicht mehr aus dieser quälenden Haut herauskonnten, unter der sie rhachitisch und krumm wuchsen und die das Waschen und Baden immer schwieriger machten.

Der Tag der Familie ging unter vieler Arbeit dahin. Beim Morgendämmer erhob sich alles und schlüpfte zur Frühmesse. Die Frau trug auf der Gasse eine Rinnebinde und einen weiten Überwurf, der sie äußerlich zur Nonne machte; die Hände über dem hervortretenden Leib gefaltet, zwischen den Fingern den Rosenkranz, die Augen niedergeschlagen, so schritt die ehrbare Frau durch die Gassen. Um elf Uhr vereinte alle das Hauptmahl am Herd, es bestand aus Mehlbrei oder Grüte verschiedener Art, oft auch aus Fischen. Fleisch und Wildpret kam an Feiertagen auf den Tisch. Die Kartoffel ruhte, noch unerahnt, im Zeitenschoße! (Sie wurde in Deutschland erst seit 1750 allgemein angebaut!) Butter, Eier und Milch gaben die eigenen Haustiere.

Die Kinder wuchsen ohne Unterricht auf; es war Sache der Eltern, ihnen geringe Kenntnisse einzubringen, was aber sehr selten war, da die Eltern ja selbst weder lesen noch schreiben konnten. Man liebte die Kinder auf eigene Weise und prügelte sie wegen kindlicher Vergehen und „Sünden“ halbtot! Die Söhne kamen zeitig in die Lehre des Vaters oder in andere Werkstätten. Notdürftige Schreibkenntnisse kamen noch zurecht, wenn sie Meister geworden waren! Nur die „Ersten im Lande“ ließen ihren Kindern häuslichen Unterricht erteilen. Sinegen lernten die Mädchen aller Stände frühzeitig alle feinen Handarbeiten, wobei sie frühzeitig die damals als „schicklich“ erachtete krumme Haltung

annahmen. Eine Magd holte den Küchenbedarf (da es für die Frau unpassend galt, sich täglich auf der Gasse zu zeigen) und half beim Abfüttern der Tiere, deren Erträgnisse selbst verbraucht wurden. Geistliche, deren Einfluß und Strenge man fürchtete, erhielten reichlichen Anteil davon. — Am Abend erhellten Kerzen oder Rienspan notdürftig den Platz am Herd; zeitig suchte man das Lager auf. An Feiertagen schritt man im höchsten Putz, einer hinter dem anderen drein, ins Freie. Da regte sich in den armen Stadtmenschen des Mittelalters wohl noch die dumpfe Sehnsucht nach der Freiheit und Kraft der Vorzeit — aber die blieb tief verborgen. Die Stadtrauer hatte die armen Seelen bereits gebändigt und eingefangen, machte sie widerstandslos und erhielt sie unwissend, so daß sie alle Gewalttätigkeit, Verdummung und Barbarei, die ihnen aufgezwungen wurde, endlich geduldig und gläubig hinnahmen. Die Vorrechte der Hofleute, die Überhebung und Rauflust der Edlen, die Barbarei der geistigen Justiz verkümmerten das bürgerliche Leben, dessen einzige Glanzpunkte ihre ständische Arbeit und ihre ständischen Feste waren. Im übrigen brachte nichts Licht und Freude in ihre Seelen. Ihre Anregungen bestanden mehr und mehr im Anblick roher Karrenspiele. Hohe Festtage waren es, wenn die Menge der Folterung oder dem Verbrennen einer Heze oder eines Übeltäters (der oft unschuldig war!) beiwohnen konnte — da fehlte keiner! Auch die Kinder nicht!! Junge Frauen fielen wohl gelegentlich in Ohnmacht bei dem gräßlichen Anblick — und hatten frühe Geburten dabei —, aber das hinderte nicht, immer wieder Vergnügen daran zu finden. Sonstige weltliche Zerstreuungen gab es für die Bürger noch nicht; der Tanz war vorläufig noch ein Vorrecht des Hofes, der gelegentlich auch der Menge Reiter Spiele und Kavalkaden bot. Vielleicht verstand einer der Lehrlinge im Hause die Laute zu spielen, und dann tauschten die Hausbewohner ihm gern im Abenddunkel. Mit den Nachbarn stand man in einem herzlichen und hilfsbereiten Verhältnis. Zur Rechten hatte man (beispielsweise) einen Nachbarn, der als Fischerinnungsmeister Ansehen in der Stadt genoß und dessen Ahnen schon hier ansässig gewesen waren. Man raunte über ihn, daß er wendischer Abkunft sei und daß sein Geschlecht vor Jahrhunderten den wendischen Namen abgelegt hatte. Wendische Abkunft war im mittelalterlichen Berlin nicht wohl angesehen — jeder trachtete sie zu verbergen und einen deutschen Namen zu haben, denn die Wenden waren die alten Heiden im Lande gewesen, die, besiegt und unterworfen, ihre alte Art nicht mehr zeigen durften; dennoch war ja der Grundstock der Bevölkerung ein wendischer; er bedingte die später hervortretenden Eigenheiten des Berliners in sprachlicher und typischer Beziehung.

Der Aberglauben war ungeheuer in dieser halb aus wendischen, halb aus eingewanderten deutschen Elementen legierten Bevölkerung, überall sah man böse Vorzeichen und böse Geister am Werk. Krankheit und Tod war ihr Werk — die Schädlichkeit aber des engen, schmutzigen Halbdunkels erkannte man noch nicht.

Und dennoch traten in dieser gequälten Menge immer wieder unverbildete kräftige Elemente zutage. Es war das Land, welches solche stets aufs neue in die übertriebene Stadt sandte. Die unerschöpften Kräfte des Landes hielten Schritt mit dem Verderb in der Stadt; was diese mordete, das füllte jene wieder auf mit frischem Menschenmaterial. So erstanden mitten im Morast der engen Gasse hier und da herrliche Blüten aus bedrängten Seelen, Kunstschöpfungen von Ewigkeitswert.